



3. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung

Freie Universität Berlin, 29. und 30. Juni 2007

Symposium

Basteln will gelernt sein – Anmerkungen aus den Niederungen eines Forschungsalltags an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis

Jutta Stich (DJI München)

Zunächst eine positive Nachricht für qualitativ orientierte NachwuchswissenschaftlerInnen: Das Deutsche Jugendinstitut – die größte außeruniversitäre Forschungseinrichtung im Bereich Kinder, Jugendliche und Familien und somit kein uninteressanter Arbeitsmarkt für SozialwissenschaftlerInnen – hat in den letzten Jahren überwiegend WissenschaftlerInnen gesucht, die in interpretativen Forschungsverfahren qualifiziert sind.

1. Strukturelle Probleme im Forschungsalltag

Und nun zur kritischen Frage, ob die akademischen Standards qualitativer Forschung in einer solchen Forschungseinrichtung eingehalten werden können, d.h. in einem Institut, das überwiegend Auftragsforschung an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Fachbasis betreibt? Die kurze Antwort: eher in Ausnahmefällen – *sofern* damit die Standards kanonisierter hoch elaborierter interpretativer Forschungsverfahren gemeint sind. Ich will kurz einige der strukturellen Hindernisse benennen, die deren Einhaltung in den Niederungen des Forschungsalltags enge Grenzen setzen.

- Das größte Problem für eine "gute Praxis" qualitativer Forschung besteht in der oft sehr eng bemessenen Zeit, die für empirische Studien zur Verfügung steht; Laufzeiten von wenigen Monaten oder einem Jahr machen einen zunehmend großen Teil der Forschungsarbeit aus.
- Der Abbau fester Stellen zugunsten von Projektverträgen führt bei den teils sehr kurzen Laufzeiten zu einer hohen Fluktuation der WissenschaftlerInnen; das erschwert die Planbarkeit individueller Qualifizierung und einen systematischen Aufbau spezieller methodischer Kompetenzen im Laufe einer kontinuierlichen Forschungstätigkeit. Dazu kommt der Druck vieler WissenschaftlerInnen, sich nach Ablauf eines Forschungsprojektes schnell wieder einen Zeitvertrag zu sichern – auch ohne viel Rücksicht darauf, ob in der methodischen Arbeitsweise eine Kontinuität möglich ist.
- Einpersonenprojekte machen es unter diesen Bedingungen oft nicht leicht, einen für die Interpretation nötigen Gruppenzusammenhang herzustellen.
- Und es kommt hinzu, dass die Aufgabenstellungen des Instituts sehr heterogen sind und die Forschungstätigkeit nicht auf einer gemeinsam geteilten "Theorieschule", auf einem einheitlichen epistemologischen Paradigma basiert.

Dass unter solchen – im Alltag der Auftragsforschung gewiss nicht einmal besonders schlechten – Arbeitsbedingungen aufwändige Verfahrensregeln und Schrittfolgen im Forschungsprozess nicht immer eingehalten werden können, ist eine triviale Feststellung. Die offene Auseinandersetzung mit den Konsequenzen für die eigene Forschungsarbeit scheint mir aber ein vermintes Feld, das zu Fluchtreaktionen verleitet. Und es ist dann eher eine Frage der Standortgebundenheit, ob die Beschäftigung mit Gütekriterien qualitativer Forschung und die Beachtung von Verfahrensregeln Gefahr läuft, sich zu verselbstständigen und die Verbindung zum gegenstands-, situations- und milieuabhängigen Charakter konkreter Forschungsfelder aus dem Blick gerät oder aber – die andere Fluchtrichtung – die Forschenden zu den aus ihrer Sicht elitären Ansprüchen derer im Elfenbeinturm auf Distanz gehen. So entstehen unproduktive Frontenbildungen, die zudem wenig Sinn machen; es sei nur nebenbei daran erinnert, dass gerade die fruchtbaren methodischen Ansätze, die heute als Meilensteine der qualitativen Forschung gelten, aus der Suche nach einem gegenstands- und situationsangepassten – notfalls unkonventionellen, allerdings nicht theorieleeren – methodischen Vorgehen für ein konkretes Forschungsvorhaben ihren Anfang genommen haben.

Aber dieser Hinweis hilft wenig, wenn die eingangs beschriebenen Forschungsressourcen und Arbeitsbedingungen das Hauptproblem sind. Wo sind dann die Grenzen zu ziehen, Aufträge abzulehnen (oder Projekte abubrechen)? Aus meiner Perspektive kann das nur pragmatisch entschieden werden. Das heißt, dass es dann gerechtfertigt ist, ein qualitatives Forschungsprojekt durchzuführen, wenn ein angestrebter Erkenntnisgewinn erwartet werden kann, der größer ist, als er unter den gegebenen Bedingungen auf andere Weise möglich wäre. Zu den Gütekriterien möchte ich an dieser Stelle nur anmerken, dass sie nicht durch unzureichende Dokumentation des Forschungsprozesses und fehlende Begründung der jeweiligen forschungsstrategischen Entscheidungen der Kritik entzogen werden dürfen, und stattdessen Anmerkungen zur Stärkung der Methodenkompetenz machen. Denn eine gut begründete qualitative Forschung machen zu können, ohne die Verfahrensregeln eines entwickelten und anerkannten Forschungsverfahrens im detail einzuhalten, stellt keine geringeren Ansprüche an das methodische Wissen der Forschenden, insbesondere an ihr theoretisch methodisches Grundlagenwissen. Es hängt nicht zuletzt von ihrer Kunst ab, auf methodische Anregungen etablierter Verfahren zurückgreifen zu können, sorgfältig mit Abkürzungsstrategien umzugehen, neue Lösungen zu improvisieren, kurz: kreativ, aber gut begründet zu "basteln". Wie können solche kreativen "Bastelfähigkeiten" und die dazu nötigen theoretischen Grundlagen angeeignet und gestärkt werden? Die Frage richtet sich zunächst an die Vermittlung qualitativer Methoden in der Lehre, verschwindet aber nicht im Forschungsalltag.

2. Strategien zur Qualitätssicherung

Auf diesem Hintergrund wurden im DJI, in dem aufgrund der zu bearbeitenden Forschungsthemen qualitative Forschungsprojekte einen großen Raum einnehmen, die Angebote zur Unterstützung bei Methodenfragen im Bereich der qualitativen Forschung gezielt mit Hinblick auf die eingangs benannten strukturellen Probleme ausgebaut. Neben klassischen Fortbildungsveranstaltungen mit eingeladenen ExpertInnen gehören dazu:

- Beratung von Projekten in Methodenfragen beim Forschungsdesign und auf Anfrage,
- eine ständige Forschungswerkstatt, in der empirisches Material aus wechselnden Projekten interpretiert wird,
- eine Forschungswerkstatt zur Aneignung methodischer Zugänge zu Kinderwelten und
- zeitlich befristete Forschungswerkstätten, die den Transfer von "klassischen" Fortbildungen in die laufende Projektarbeit unterstützen, sowie

- Orte zum kollegialen Austausch, wie projektübergreifende Ad-hoc-Gruppen zur Bearbeitung konkreter methodischer Probleme, beispielsweise der Zugang zu Interviewpartnern in prekären Lebenslagen

Die verschiedenartigen Angebote sollen:

- auf kurzfristigen Beratungsbedarf reagieren können;
- die Einarbeitung in eine Forschungsmethodologie erleichtern;
- Unterstützung beim Entwickeln des Forschungsdesigns geben und nicht zuletzt längerfristigen Qualifizierungsbedürfnissen insbesondere jüngerer KollegInnen entgegenkommen.

Sie sind so aufeinander abgestimmt und teilweise miteinander verzahnt, dass die sehr heterogenen Bedürfnisse möglichst flexibel berücksichtigt werden können, ohne zu ignorieren, dass Zeit die knappste Ressource ist. Aus Projektberatungen konkretisieren sich Ideen für eine projektübergreifende AG, beispielsweise zu empirischen Zugängen in der Kindheitsforschung, oder die Einladung eines Experten für einen Workshop zu einem bestimmten Forschungsverfahren. Um einen Transfer der "gewonnenen Einsichten" in die eigene Forschungsarbeit zu erleichtern, hat es sich bewährt, dass solche Workshops mit einer zeitlich befristeten Forschungswerkstatt verbunden werden, die ihren Abschluss in einem 2. Workshop mit dem gleichen Referenten oder der gleichen Referentin finden.

Bei der Konzeption dieser Angebotsstruktur, die in den letzten 1½ Jahren systematisch ausgebaut wurde, war es ein besonderes Anliegen, die kollegialen Vernetzungen und Ad-hoc-Gruppen zur Bearbeitung konkreter methodischer Probleme gezielt zu unterstützen. Zu meiner positiven Überraschung hat sich in dieser Hinsicht viel bewegt; die aufgebauten Strukturen erleichtern nicht nur kollegiale Vernetzungen, sondern fördern offensichtlich auch Vertrauen untereinander. Eine Einschränkung soll nicht unterschlagen werden: Die aktiv Beteiligten (nicht nur Konsumenten in Gastveranstaltungen) sind ausschließlich KollegInnen.

Zugegeben, in kleinen Forschungseinrichtungen wird es schwierig sein, vergleichbare Angebote herzustellen. Aber ich könnte mir vorstellen, dass Ansätze solcher Unterstützungsnetze und Qualifizierungsmaßnahmen auch über die Grenzen einzelner Forschungseinheiten hinweg möglich sind; dass Forschungswerkstätten in Universitäten WissenschaftlerInnen, die – vielleicht relativ isoliert – außerhalb der Uni an einer Auftragsforschung arbeiten, zur regelmäßigen Teilnahme einladen, weil der Austausch für *beide* Seiten eine Bereicherung ist; dass mehr Kooperationen zwischen kleinen Forschungsinstituten entstehen ... Ich weiß, das klingt utopisch, die Konkurrenzen um Aufträge ... – nur so ein Gedanke

3. Wünsche (nicht nur) an die universitäre Ausbildung

Soweit die integrierten Maßnahmen, die wir im DJI aufgebaut haben, um die strukturellen Erschwernisse für eine "gute" qualitative Forschungspraxis teilweise auszugleichen. Auf dem Hintergrund dieser "hautnahen" Erfahrungen in den Niederungen der sozialwissenschaftlichen Auftragsforschung und dem Austausch vor allem mit jüngerer KollegInnen, den ich dabei habe, wünsche ich mir von der akademischen Methodenausbildung, dass sie das konflikthafte Spannungsverhältnis von elaborierten akademischen Forschungsverfahren und in der Forschungspraxis typischen Arbeitsbedingungen stärker in die Ausbildung hineinholt.

Es wäre ideal, wenn Studierende sich exemplarisch ein Forschungsverfahren *learning by doing* aneignen können; denn letztlich kann qualitativ zu forschen nur im Vollzug gelernt werden. Die beste *Vorbereitung* für die Forschungspraxis, von der hier die Rede ist, besteht aber darin, die wissenschaftstheoretischen Grundlage zu kennen, mit den begrifflich-theoretischen Werkzeugen der interpretativen Sozialforschung, wie beispielsweise der Unterscheidung von intentionalem und habitualisiertem Wissen vertraut zu sein, zu wissen, wa-

rum letzteres nur rekonstruiert werden kann. Dann und nur dann können pragmatisch situativ angepasste Lösungen für ein Forschungsdesign gefunden und die Folgen von Abkürzungsstrategien eingeschätzt werden, nur dann wird qualitatives Forschen jenseits etablierter Verfahrensregeln nicht zum *schlechten* Basteln.

Wenn keine studentische Hilfskraft oder Stipendiatin mehr kurz vor Abgabe ihrer Qualifikationsarbeit um Hilfe bei ihrem "Methodenkapitel" bittet und dabei offenbart, dass sie ein attraktives Etikett zur Legitimation ihrer getanen Arbeit sucht, wenn sie stattdessen motiviert und in der Lage ist, ihre eigene – von etablierten Verfahren abweichende – Forschungsstrategie selbstbewusst offenzulegen und zu begründen, dann ist mein Wunsch ein bisschen in Erfüllung gegangen.

Zitationsvorschlag

Stich, Jutta (2007). Basteln will gelernt sein – Anmerkungen aus den Niederungen eines Forschungsalltags an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis. 3. *Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung*, 29.-30.6.2007. Verfügbar über: <http://www.berliner-methodentreffen.de/material/2007/Texte/Stich.pdf> [Datum des Zugriffs].